



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 Mittwoch, 26. September 1928

Von der Volme zur Venne

In Schalksmühle verlassen wir die Volmebahn, die uns von Hagen ab stets dem romantischen Flüssen entlang geführt hat. Mit den Blättern Lüdenscheid und Altendorn der Wanderkarte 1:50 000 des Sauerland-Verlags zu Jericho bewaffnet, verfolgen wir im ersten Teile der heutigen Wanderung die Hauptwanderstrecke 6 des Sauerländischen Gebirgsvereins bis nach Lüdenscheid. Da wir noch am Beginn der Tagesleistung stehen und frisch

sind, werden die größten Anstrengungen in die ersten 2 1/2 Stunden gelegt. 1 Stunde währt der Aufstieg 180 Meter höher bis zu den Gehöften von Goleberg. Es ist ein meist kahlgrüner Waldweg, unterbrochen von öfteren herrlichen Ausblicken in die Täler der Volme und ihrer Nebenbäche. Der folgende Waldweg ist insofern angenehmer, als er bergab führt. Drunter im Badesgrunde liegt das Schlöfchen Odenbühl. Dahinter geht es wieder aufwärts. In Othlinghausen ist 400 Meter Höhe erreicht. Wieder steigen wir hinab, ins Tal des Eichenbaches durchqueren die gleichnamige Ortschaft und halten uns dann auf schöngepflegten Parkwegen durch die städtischen Anlagen, bis wir am Parkhaus von Lüdenscheid die Höhe 430 erreicht haben. Nun müssen wir Pfister treten. Es geht quer durch ganz Lüdenscheid und währt 1/2 Stunde. In der Mitte suchen wir das Zeichen der Hspt. 7, die uns im 2. Teile des heutigen Tages Begleiter oder Führer sein wird. Bis Wothl folgen wir 1/4 Stunde der Straße, hiernach einem breiten Höhenweg 50 Minuten bis zu den Häusern von Brunscheid. Manchmal eröffnen sich uns hübsche Ausblicke. Der Höhenweg berührt dann Reichenhaus und Krennort und leitet, mehr und mehr abwärts ins Pennetal, bis endlich, 1 1/2 Stunden von Brunscheid aus, Berdohl uns umgibt. Da alles in allem nur 5 1/2 Stunden Wanderzeit benötigt wurden, war die Strecke ebenso genussreich wie wenig anstrengend.

Das Handwerk bei den alten Deutschen

Die ersten schriftlichen Nachrichten über unser Land und unsere Vorfahren verdanken wir den Römern, die zur Zeit der Geburt Christi Germanien zu unterwerfen veruchteten. Als der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der um 100 nach Christus lebte, seine "Germania" schrieb, hatte der Markobenedikt an der Nordsee bereits seine Dämme gegen die nordgermanische See gezogen, seinen Wohnsitz auf den Warften erbaut, schon weiteten seine Schiffe auf dem Grün des neuaufgeworrenen Bodens. Im Binnenlande aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder zwischen Lehmwänden, die er mit glänzendem Weis tünchte. Herden von Borstentier lag im Schatten der Eichenwälder, und — so neuzeitlich es auch klingen mag — weisfälliger Schinken war ein beliebter Handelsartikel, der bis nach Kleinasien ging. Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfsanger, wolkräftige Schafe an den trockenen Berglehnen. Der fremde Händler tauch

te für Luxuswaren und gutes Geld der Römer die hochgeschätzten Felle und Gänse, Wirsche aus dem Rauchfange, Hörner des Urs, Geweihe, Pelzwerk, blondes Haar. Deutsche Waren galten in Rom als Delikatessen. Riesen große Kettiche und Waben wilder Bienen erregten das Staunen des Römers. Das Handwerk rührte sich in den Säulern gerade so kunstvoll, wie es bei kriegerischen Landbauern getrieben werden kann. Am angelegentlichsten war die männliche Tätigkeit der Schmiede. Eisen war teuer; aber es wurde von den östlichen Stämmen gegraben und geschmolzen. Die Schneide der Schwerter und Messer wachte man bereits zu stählen, kunstvoll Helm und Brünne zu runden. Der Goldschmied schuf die Hörner des Urs mit edlen Metalle zu Trinkgefäßen; er fertigte Halsketten und Arminge und schlug goldene Schaustücke nach dem Muster römischer Münzen. Die Bewohner des Seestrandes bauten "Wogengänger", Schiffe, höchst praktisch für den Wogengang der Nordsee. Auf dem Westküste, dem uralten Beitz der Jüngermänner, webten die Frauen leinwand und wollene Stoffe. Sie färbten mit Färbepflanzen und blauem Waid. Sie verfertigten wasserdichten Kaus und seine Franken, auch Borsten und stühten mit der Nadel. Über alles Handwerk war Dorfarbeit. Der Arbeiter sah auf seiner oder des Wirtes Hofe, oder er schuf im Haushalte des Hsptlings. Auch der Schmied war ein Landwirt wie jeder andere. Der Germane mußte eben selbst zu machen, was er brauchte, aber seine Bedürfnisse waren gering.

Einen überaus segensreichen Einfluß auf die Entwicklung des Handels und Gewerbes unserer Vorfahren haben die Römer ausgeübt. Zwei Jahrhunderte hatten sie vorwiegend am Rhein, am Main und an der Donau festen Fuß gefaßt. Ihre hochentwickelte Kultur mußte wohlwollig auf die in der Bildung und Kunstfertigkeit stehenden Deutschen einwirken. Altertumsforscher lassen uns diesen friedlichen Kultureinfluß der Römer auf die Germanenwelt deutlich erkennen, besonders die Kunde in dem "Eimes", einem Pfahlgraben oder Grenzwall, den die Römer von der Donau bei Sigmaringen über Jagst und Roder zum Main und weiter nach Norden über den Rücken des Taunus ausstreckten, um den Einfall der kriegerischen Nachbarstämme eine Grenze zu setzen.

Die Römer leiteten die besiegten Germanen zunächst an, die Wälder auszuroden und weite Landstrecken für den Acker, Gemüse u. Obstbau urbar zu machen. Bald erhoben sich stattliche Bauernhöfe, vielfach schon mit Heizvorrichtungen versehen. Backsteine, Dachziegel und Leinwand brannte man in großen Ziegeln und beschaffte Sandsteine aus den Steinbrüchen. Bei Wiesbaden gab es bereits ein Silberbergwerk. Feste Holzbrücken vermittelten den Verkehr über den Rhein und andere Flüsse bis in fernere Gegenden hinein. Die Kastelle, die sich auf dem Rime eines anderen reichten, hatten innerhalb der Umgrünung, die vier Tore aufwies, verschiedene Gebäude. Das stattliche Pratorium mit seinen Bogengängen und Lauben war die Wohnung des Befehlshabers. Im Zeughaus, eine Art Kapelle, stand neben dem Altare der Götter und der Büste des Kaisers das Feldzeichen der Besatzung, und im festen Gemölbe lag dort der Kriegsschatz. Eine große Halle diente bei ungünstigem Wetter als Exerzierplatz, und die einstufigen Säulenhallen für die Soldaten erhoben sich in einiger Entfernung vom Hauptgebäude. Die Wohnung der Offiziere lag außerhalb der Kastellmauer. Ebenso auch eine Art Kasino. Geräumige Säle mit hohen Fensterrahmen, mit kalterputzungen, oft mit Gemälden bedeckten Wänden und Decken, mit

Fußböden, unter denen die Luströhrchen der Luft- und Wasserheizung hinliefen, geröhrten selbst im Winter einen angenehmen Aufenthalt. Auch ein Badezimmer fehlte nicht, und an schmucken Hausgeräten zur Bequemlichkeit, Matten, Sofas, Statuetten, Tongefäßen, Wachskerzen, Bronzeleuchtern, Lampen, an kostbarem Schmucke, Festschmuck, Armbrüsten, Ringen, Ketten, sowie an köstlichen Weinen und feinen Speisen, Bebrücken, Stör, Austern, Krampensoldaten, Rirschen, Mirabelnen, war kein Mangel. Im Lager herrschte ein lebhaftes Leben und Treiben. Außer den täglichen militärischen Übungen und dem streng geregelten Wochendienste lagen den Soldaten auch die Besorgungen des Wirtschaftslebens und alle Arbeiten ob, welche die Erhaltung der Befestigungswerke, die Herstellung und Ausbesserung der Gebäude, der Waffen, Kleider, Schuhe u. m. nötig machten. Sie mußten daher der Arbeit in Stein, Holz, Leder und Metall kundig sein, und ihren Vorgesetzten fiel die Aufgabe zu, sie darin zu schulen. Das führte dazu, daß sich Händler und ausgediente Soldaten in der Nähe der Kastelle ansiedelten, die gegen Bezahlung mancherlei Dinge lieferten. Als Schenkherren, Viehhändler, Ackerbauer, und Handwerker erwarben sich diese Anseher ihren Lebensunterhalt. Ihre Häuser errichteten sie, wo am meisten Verkehr war, zu beiden Seiten der Straße. In den Kellern ihrer Wohnstätten hat man große Krüge und Kriegsgeschütze gefunden. Man baute aus Steinfundamente Fachwerke aus Eichenholz mit Lehmfüllung und deckte sie mit Stroh oder Schiefer. Bei jedem Hause war ein Brunnen; ein Schöpfmeister hing daran mit langer Kette und Rolle. Auf diese Weise wurden die römischen Soldaten zu Lehmeistern der alten deutschen Handwerker.

Jedoch gingen Ackerbau und Handwerksbetrieb zunächst nach Hand in Hand. Bald war der Anseher als Landmann und Viehhändler, bald wieder als Handwerker tätig. Die Schmiedherren verfertigten Sandalen, Pantoffel und Schnürschuhe oder auch derbes, mit Nägeln beschlagenes Schuhwerk. Die Tischler arbeiteten mit Säge, Hobel und Zirkel. Der starke Verkehr machte Wagen und gubefordagene Pferde nötig; Wagenbauer und Fußschiene fanden daher reichliche Arbeit. Fußreute brachten für die dicken Kastellmauern große Steinblöcke, Schieferplatten, Kalk als Baumaterial herbei. Eisenheine, Walzmühlsteine ufm. holte man fernher. Zum Selzen der Wohnungen, zum Schmelzen und Schmieden der Metalle in regelrechten Hütten- und Hochofenbetrieben bediente man sich der Holzbohlen, die zahlreiche Köhler in Meilern brannten. Am Rhein gab es bereits eine hochentwickelte Industrie in fein gearbeiteten Tonwaren und Glasgeräten; im Taunus stellte man Fensterleichen her.

So ging von dieser römischen Befestigung eine blühende Kultur in die germanischen Gauen hinaus. Von Mainz, Speyer bis Konstanz, Bregenz, Baden-Baden, beherrschte aber auch römische Sitte die Germanen und schmückte ihre Kraft je länger je mehr. Fast drei Jahrhunderte wurden diese Lande der germanischen Freiheit entzogen; aber dafür gewannen die Deutschen dort unter römischer Schutze und in römischer Pflege größere Kenntnis der Bodenkultur, verfeinerte Lebensweise, größere Kunstfertigkeit als die anderen deutschen Gauen. Vor einer völligen Romanisierung aber rettete sie die deutsche Urkraft, die zur rechten Zeit wieder zum Durchbruch kam. Als um das Jahr 270 nach Christus die Franken und Alamannen die Grenzmaße mit dem "furor teutonius" überstiegen, da schüttelten auch die Bewohner dieser Gebiete das römische Joch ab und fanden die Freiheit der Väter wieder.

Während dort in Deauville die vom "Glück" Bevorzugten mit allen erdenklichen Vergnügungen ihre müden Nerven aufzupeitschen versuchen, hält der Strand der Bäderorte des soliden Bürgertums vom Jubel der Kinder und Erwachsenen wider, die sich im Wasser tummeln. Wer Frankreichs Intelligenz an der See beobachten will, der darf nicht Deauville, die Stadt des übertriebenen ausländischen Luxus, die amerikanische Kolonie diesseits des Atlantik, besuchen.

Nachterlebens auf Sumatra

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Padang lag mit seinen weißen, glühenden, leeren Straßen weit hinter uns, an der tiefen Küste des indischen Meeres. Der holländische Zug hatte das Tiefland verlassen, die schwankenden Uferlandschaften mit den dünnen Palmen und den mütterlich ausgebreiteten Ästen riesengroßer Bäume, die umhüllte Familien weisgefiederter Wasserögel trugen; der Hafen und die sonnigen Segelboote waren längst verschwunden. Alles verlank in einer lauen Müdigkeit; die See verglomm; die scharfe Hitze sank in sich zusammen. Dschungel düsterte; leblose Flüsse, die nach der Ebbe des Meeres landeinwärts fließen, dunkelten im Schatten hoher Blätterwände unter den verworrenen Baumkronen; in dieses Dämmern hinein zu fahren, könnte der Anfang eines seltsamen Märchens sein.

Wir suchten die tropische Nacht. Man hatte uns von den Raststätten erzählt, die einsam in den fremden indischen Landschaften auf Sumatra stehen. Der Malage nennt sie "pasangrah". Sie kommen unseren Schutzhütten in den Alpen gleich. Man ist dort allein, erlebt die tropische Nacht wie das spannende Kapitel eines Buches; mit jedem Wort, mit jedem Satz neu und unergänzt.

Knapp vor Sonnenuntergang waren wir auf dem Hochland von Padang Padang. Der Wärm der Affenherden wurde spärlicher und matter. Manchmal sahen wir hinter Palmen, Dorngebüsch und dichten Gebüsch die Hütten Eingeborener. Es waren dünne Häuser mit aufgeschraubten, spitzen Dächern aus Bambus und Palmblättern; mit bemalten Wänden und zierlichen Fenstern und Veranden.

Die Sonne verschwand in leichtem Dunst, in einem hellgrauen Bergnebel, als wir das Pasangrah erreichten. Die zwei Malagen hatten dem chinesischen Koch beim Herichten des Abendessens. Sie hatten die Moskitonetze gespannt und stützten die Dellampen. Sie holten den Whisky, den Dade hols aus der Kiste und brachten Wasser.

Wir saßen bei offenem Fenster vor der geöffneten Tür und rauchten schwere Opiumzigaretten. Im letzten nebelhaften Licht der Sonne standen unsicher und verschwommen hohe Felswände, ferne Hügelketten und Berge. Hinter den Hütten griffen dünne, hohe Palmen in den abendlichen Himmel. Diese Landschaft hatte den unbefriedlichen, feinen garten Reiz einer wundervoll aquarellierten japanischen Landschaftsbildung; jede Linie war klar und dennoch leicht wie ein Rauch.

Früher, ehe noch der letzte Sonnenstreifen erlosch, stürzte die dunkle Nacht über das Land, als drängten sich die Berge aneinander, als ließen die Gebüsch und Wälder zusammen wie die Wellen eines geborstenen Damms. Jetzt werden unter im Tiefland die Krokodile aus den dunklen, reglosen Flüssen steigen, langsam, schwarz, lauernd, wie wir es auf dem Ufer bei Palembang gesehen hatten; wie kurze Baumstämme liegen sie an den Ufern in der wilden, gärenden Urvandnacht; halten mit kurzen Abständen landeinwärts, vorsichtig spürend, reihen bei der ungefährlichsten Begegnung den Rachen auf, um alles mit sich in die unergründliche weiche Tiefe des schwarzen Flusses zu ziehen. Welch eine Flucht. Oder ist es der Wille des Schöpfers, daß die böse Gewalt der Angst und der Flucht am nächsten steht?

Im Pasangrah des Hochlandes ist es kühl. Die Dellampen brennen. Dennoch, es ist keine Nacht wie bei uns, still, schlafgewährend. Wie das Echo des tiefen, schalligen Landes, in dem nun die Dschungel glücken und düstern, beginnt auch hier oben das Orchester der Tropen. Der Wärm der Insekten steigt plötzlich laut an. Käfer, groß wie eine Kinderfaust, schlagen an die schwachen Wände der Hütten. Zerreißen das Netz an den kleinen Fenstern und fallen plump auf den Tisch. Schwarze und blaue und grünlichgelbe Käfer mit langen Scheren; es knirscht und raschelt laut wie ferner Trommel. Es ist ein überaus überwärtiger und Reizung lauter. Es ist alles so deutlich, groß und nahe, als blicke man durch ein unerhörtes Fernrohr in die schöne Werkstatt der Natur. Der Malage nimmt diese großen Käfer ohne weiteres in die pergamentene Hand und schleudert sie in die rätselhafte, undurchsichtige, tiefe Nacht hinaus, zurück in die feuchte, fremde Luft der tropischen Landschaft. Aber im nächsten Augenblick ist ein Nachtfalter da, groß wie meine Handfläche; er stürzt auf das Glas der Lampe zu und wirft es um; dann liegt er mit zitternden Flügeln auf dem Tisch, ein erschrockenes, königliches Spielzeug aus einem Märchen. Ich halte ihn fest: er ist samtblau und trägt die grünen Streifen eines hellen Mondlichtes. Da öffnet sich die Tür. Ein nackter Mann, mit einem Sarong gegürtet, steht in der Hütte und bietet Gastmatten an. Mit ihm bringt ein Bolk von Insekten herbei, das den beiden Malagen tüchtig zu schaffen macht. Sie jagen es fort. Nur in der Teekanne haben sich einige Kakerlaken (eine Art Küchenkäfer) häuslich niedergelassen, ohne irgend jemand den Appetit zu verderben. Der chinesische Koch kommt mit einer Schüssel voll Reis und geht auf der Mattenleuchte zu. "Das ist Midan", sagt er, den alten Bekannten vorstellend, und gibt ihm den Reis. "Regen!" meint der dunkelbraune Händler und öffnet die linke Hand, in der er einen Käfer verborgen hielt. Er zeigt auf die geöffnete Kasserne, und die zwei Malagen hängen die Matten vor die Luken. Kaum ist Midan, der Mattenlechte, fort, da lärm der Regen in der Nacht; nicht tropfenweise; es rauscht wie ein Wasserfall; über die Blätterdächer der Hütten bräut das Wasser; es singt die ganze Nacht hindurch. Das ist die Nacht in den Tropen. Wenn der Regen schwächer wird und leise über die Matten fortfließt, dann hören wir den Wärm der Insektenwelt. Das Leben rast hier nie; immer ist ein anderes da, ein neues, heftiges, starkes. Drunter in den glühenden Dschungeln, welche die Campongs belagern, tönt der Ruf des Tigers. In den Nächten hört man die Trompeten der Elefanten das Gebell der Affen, die Vögel in den Bäumen, in den Bambusinseln, und die Tiere der Sümpfe; ein rastloser Chor. Und hier oben vor dem Regen, das Surren der Käfer und glühend geflügelten Insekten. Während des Regens sind es tausend andere Tiere. Welch eine Fülle von Leben! Welch eine Unermesslichkeit, wie endlos und fahbar ist die Schöpfung! Jedes einzelne Leben in den Tropen trägt hundert andere. An hohen Bäumen wachsen Schlingengewächse; an den Schlinggewächsen mochnote Blüten. Pflanze klammern sich an die Stämme der Palmen. Alles ist verworren und unlösbar, wild und ungebärdig, unfahbar in seinen tausend Arten und Formen. Selbst die Nacht, selbst in einem Pasangrah, ist nichts anderes als der Schauer von dem Unergründlichen, von dem Ewigneuen, dem Rätsel der Schöpfung. In dieser Nacht, in einer fremden Einsamkeit, auf weichen Matten, unter einem Blätterdach, auf dem der leise gewordene Regen beständig singt, in dieser einsamen Nacht, zwischen dem Orchestern des ewigen Lebens, zwischen Schlummer und Wachen habe ich das Gefühl, daß uns Menschen nicht ein Berg, nicht eine gigantische Größe unsere Wirklichkeit auf dieser Erde so sehr empfinden läßt und deutlich macht, wie dieses unfahbare, myriadenfache Leben, diese ewige Geburt, dieser unbegreifliche Reichtum der Schöpfung.

Am Ausguck

Die Tränenbomben von Alliance.

Bei dem Bürgermeister der im Staats-Texas gelegenen Stadt Alliance ließ sich kürzlich der Vertreter einer chemischen Fabrik melden, um dem Stadtoberhaupt Tränenbomben anzubieten. Aber er hatte kein Glück denn der Bürgermeister verachtete, bereits seit zwei Jahren lagere ein ansehnlicher Bestand dieser nützlichen Gegenstände in den Kellern des Stadthaus. Daraufhin bemerkte der Verkäufer überlegen lächelnd, daß es dann höchste Zeit sei, die Vorräte zu erneuern, denn "bekanntlich" dauere die Wirklichkeit dieser Bomben allerhöchstens zwei Jahre. Der Bürgermeister wurde stumm, er hatte aber mit der Gerissenheit amerikanischer Verkäufer bereits traurige Erfahrungen gemacht, so daß er es für geraten hielt, sich durch einen praktischen Versuch von der Nützlichkeit der Angebots des anderen zu überzeugen. Seimlich

ließ er aus dem Keller eine Tränenbombe holen und brachte sie in der Eingangshalle zum Plätzen, nachdem er für seine Person für eine ungefährdete Rückzugslinie gesorgt hatte. Der Erfolg war großartig. Als die Bombe platzte, stürzten alle in der Halle Befindlichen wie besessenen ins Freie, voran der Verkäufer, der seinen eigenen Versicherungen offenbar selbst nicht so ganz traute. Wenige Augenblicke später befanden sich alle übrigen Anwesenden auf der Straße. Die Tränenbombe, die ihren Augen entführte, waren der beste Beweis dafür, daß die Stadt sich beim Ankauf der Tränenbomben nicht hatte über Ohr hauen lassen. Der Verkäufer ließ Alliance nicht wieder sehen.

Die Staatsform.

Oscar Kokoschka, jener in Oesterreich gelehrte Maler, residierte seit Jahr und Tag in Dresden. Auch 1918. — Da turnten denn auch die sächsischen Sozialisten in sein Gemach, um ihn, gelegentlich, zum Professor der Dresdener Akademie... Na, ja. Welche Staatsform ist Ihnen die liebste? angelten vorsichtig die Genossen... Und nun dozieren Kokoschka lachlich: "... eine Monarchie mit einer unmöglichen Fürstin an der Spitze." — Er wurde Professor.

Ein verschollener Ausspruch Friedrich des Großen.

Bei einer der freundschaftlichen Zusammenkünfte, die der König mit seinen gelehrten Beiliebigen hatte, sagte jemand, "das Jahrhundert Friedrichs sei das Jahrhundert der Revolutionen". (Uebrigens: Diese Anekdote ist schon 1788 gedruckt). "Es sind", so erwiderte Friedrich, "die kleinen Leidenchaften, die sie erzeugen; sie fachen den Geist an, und so nähern sie einander und berühren sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So, wie" — er hatte eben die Kiste in der Hand — "die Musik nur aus sieben Grundtönen besteht, ebenso wird das Rad des harmonischen Systems der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenchaften getrieben. Die sich ins Unendliche verändern und modulieren und welche die kalte menschliche Vernunft nicht zu entwickeln vermag."

Das Schlangenneß im Bambusrohr.

Auf einer Gummiplantage in Trancore (Britisch-Indien) waren die Arbeiter mit dem Schneiden von Bambusrohr beschäftigt. Dabei wurde ein Rohr der Länge nach zwischen zwei Knoten gespalten, und im Hohlraum, der einen Durchmesser von ungefähr acht Zentimetern aufwies, fand man ein Duzend junger Schlangen von einem Fuß Länge und außerdem zwölf Schlangeneier. Die Knoten waren vollkommen unbeschädigt, und nur in der Rohrwand befand sich ein kleiner Riß, der aber kaum groß genug war, um eine schmale Weisfällige einzuführen. Es ist ein Rätsel, wie es der Watterschlange möglich war, ihre Eier in das Rohr zu legen, ebenso mochten die jungen Tiere leben und auf welche Weise sie aus ihrem Nest geschlüpft wären, wenn nicht Menschen eingegriffen hätten.

Bewertung von Menschenleben.

In einer alten Kölner Chronik findet man folgende Bestimmungen über die Geldstrafen für Raubmord und Wildbeize, wobei bezeichnend ist, daß man Raubmord und Menschen auf eine Stufe stellt. Es wurden ausgesetzt für einen Wolf 12 Reichstaler, für einen Wolf 10 Reichstaler, für die Einbringung eines Wildbeizes aus den königlichen Jagdrevieren 20 Reichstaler. Die Rettung eines Menschenlebens hingegen wurde höchstens mit 3 bis 5 Reichstaler belohnt, auch dann, wenn der Retter in Lebensgefahr oder zu Schaden gekommen war.

Die violette Peil.

Unter diesem rätselhaften Titel erscheinen seit kurzem Schreckensberichte aus Indien. Man denkt unwillkürlich an Reginald "violetten Tod". Indessen handelt es sich nicht um eine phantastische Geschichte, sondern um eine Wasserpflanze, die sich in Indien plötzlich derart stark vermehrt, daß man Kulturpflanzen befürchtet. Im Septemberheft der "Koralle", die stets vom Gemaltingen und Wunderbaren in den Reichen der Natur und der Technik berichtet, erzählt Dr. Zander ausführlich von der "Verpestung" indischer Gewässer durch Wasserhyazinthen. Vorzügliche Abbildungen begleiten den Aufsatz. — Die neue "Koralle" bringt außerdem gebildete Artikel über geistreiche Urmalereien, über Palmen des Zumeeres, über schwimmende Obeliskationen und vielerlei Seltsames und Beutefamies sonst.

Verantwortlich: H. Seimelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altena.

## Stirchbrunst

Der König der Wälder auf Feiertagsfüßen.  
Von Förster S. Borchert-Wippa.

Ueber die Stoppelfelder wehen silberglänzende Altwinter-Sommerfäden. Die Abende werden kühler; die Landleute sitzen am Feuerabend nicht mehr vor der Tür, ihre Pfeife schmauchend oder die Zeitung lesend. Am frühen Morgen sind sogar die Wiesen mit Reif bestreut.

Da beginnt in den Wäldern ein geheimnisvolles Leben. Eines Mittags September wechseln die starken Stürche aus, die sich abseits der großen Reviere in stillen Dickungen aufhielten. Nun wandern sie dorthin, wo das ganze Jahr über das Rahlwild in größeren Rudeln zusammen steht. Der starke Storch gleicht dem alten Griesgram, der abseits der Welt seine eigenen Wege geht, nur aber zur Frühlingzeit farbenfrohes lachendes Leben aufsucht. Und die Frühlingzeit des Rahlwildes bringt der bunte Herbst mit sich. Anfangs ist noch alles ruhig, nur der aufmerksamste Jäger findet die frischen Fährten und merkt, daß fremde Stürche zugewandert sind. Manchmal hört man auch mitten in der Nacht ein vereinzeltes, langgezogenes Röhren. Dann wird es allmählich lauter, und eines Morgens, nach zu nachtdunkler Zeit, dröhnt der ganze Wald wider vom wilden, ungemessenen Röhren.

Es ist etwas Wunderbares um diese wilden Klänge in nächtlichen Wäldern, diese kraftvollen, herrlichen Kampfrufe! In allen Farben lodern die herrlichen Wälder, Nebelschwaden lagern auf dem Wiesen und ziehen um die Berge.

In einer Gutsfeldmark, inmitten großer Kornschläge liegt ein kleines, dichtes Feldgehäus, umschlossen von Weg und Steg. Eine Wegschlange davon beginnt der Staatswald; es sind große zusammenhängende Forsten, wo sich noch gute gegebene Wildbestände befinden. Kein Mensch denkt daran, daß in dem kleinen Gehäus ein alter starker Storch seinen Sommerhaushalt gewöhnt hat. Mit seinem „Adjutanten“, einem schwächeren Storch, verbringt er hier ruhig und bequem die heißen Sommertage. Die beste Wohnung findet er in der nächsten Umgebung, in den Safer- und Kiefern, wüßigen Räuber in den Feldhöfen. Doch nichts wäre möglich, als die Wälderwälder rufen, und es den Stürchen ungemächlich, und in der nächsten Nacht wechseln sie aus. Längere Zeit treiben sie sich planlos umher, tagsüber bleiben sie in Feldhöfen und Randbüschen der großen Forsten stehen. Die „Feiertage“ geht ihrem Ende zu. Die Wälderwälder zwischen den beiden Stürchen, das „Schergen“, wird heftiger. Schließlich bekommt der Storch es satt, und er läßt den Winter allein. Den zieht bald der süßliche Duft einer Wälderwälder an, er findet das Rahlwild noch allein und erlebt ein stillerwäldes ungemäßigtes Liebesglück. Doch da trägt ihn abends der Wind des Wälders zum Storch, und gegen Morgen stößt er auf die Fährten eines starken Rudels. Er sieht dem Rudel des Rahlwildes nach und schmettert ihm seinen herrlichen Kampfruf entgegen. Der Herrscher des Rudels ist nur ein mittelstarker Storch, und dem Biergehnender nicht gewachsen.

Schrei auf Schrei dringt in die Morgenstille hinaus, bis die Kämpfer sich in die Morgenfänge gegenüber stehen. Die Geweihe senken sich und prallen aufeinander. Lange ruht der erbitterte Kampf. Die scharfen Schalen reifen den Waldboden auf, keuchend fliegt der heiße Atem der Kämpfer in die kalte Morgenluft, bald erhebt der eine, bald der andere einen derben Schrei. Bis der Jüngere das Spiel verloren gibt, plötzlich läßt er von dem Gegner ab, preßt zurück und tritt mit arg zerfetzter Decke von dannen, während der Sieger seinen stolzen Kampfruf in die herrliche Morgenstimmung hinausmettet und als neuer Herr und Gebieter das Rudel Mutterwild zusammenreibt.

Leidet der alte Biergehnender es nicht. Als Platzstorch muß er dauernd kampfbereit sein. Längere noch ständig liebedürftige Beirheide beim Rudel umher. Auch das Rahlwild versucht manchmal, sich der strengen Herrschaft zu entziehen. Wehe dem Storch, wenn es dem Alten nicht zu Willen ist! Jörnig steht er einen kurzen Sommer aus, und es steht derbe Geweihe. Wenden Kampf hat der alte Storch auszuhalten, wollen ihm doch ständig andere Stürche die Würde des Platzstorches streitig machen. Der Brunnstplatz, eine langgestreckte Wiese, dröhnt allmählich vom wilden Röhren wider, und das laute Orgeln lockt immer von neuem Nebenwälder herbei.



Könige auf der Elchjagd

König Gustav von Schweden mit seinem Gaste, dem König Alfons von Spanien, so



Mutterglück im Elefanten-Haus

Ein Elefantenbaby im Berliner Zoo.

Das schon seit langem erwartete Elefantenbaby ist jetzt endlich im Berliner Zoo eingetroffen. Mutter Toni hat einen weiblichen Elefant geboren, den sie 22 Monate getragen hatte. Mutter und Kind befinden sich wohl auf.

Aber noch ein anderer horcht auf die gewaltigen Stimmen am Brunnstplatz. Der Jäger hat erkannt, daß ein der Stürche nach alter Fährten den Brunnstplatz an jener Wiese behauptet. Aber das Rahlwild ist sehr aufmerksam, und das Leitvieh paßt scharf auf; auch die herumlungenden Beirheide sind im Wege. Der Wind stößt in den Morgen- und Abendstunden hin und her und trägt dem Wilde die menschliche Witterung zu. Endlich gelingt es dem unermüdeten Jägermann, der sich die Nacht um die Ohren schlägt, den Storch zu Gesicht zu bekommen und festzustellen, daß er reif für die Kugel ist.

Aber so schnell läßt sich der Storch nicht zur Strecke bringen. Lange Zeit ist alle Wälder umsonst, bei gutem Büchsenlicht nahe genug heranzukommen. Eines Morgens gelingt es endlich, auf einem schmalen Wege inmitten der Dickungen dem Rudel den Wechsel abzuschnitten. Der Grünroth kauert an einem Busche nieder und erwartet das Wild. Reife bricht und knackt es im Dickicht, langsam kommt es in die Kiefernwege, ganz nahe „mahnt“ ein Tier. — Dann beginnt ein wildes Röhren in der Schornung. Jörnig „knort“ und „trent“ der Storch, bis er schließlich zum vollen Orgeln übergeht. Nicht vor dem lauten Herbeistimmen hinaus. Den Jäger hinter seinem Busche packt das „Storchfieber“, das selbst alte, erfahrene Leute überfällt. Es hält überläuft es ihn, die Knie zittern; ein Tier nach dem anderen überquert den Weg, schattenhaft, schnell und lautlos wie ein Schenken, zuletzt der mächtige Kampf des Storches; einen Augenblick verhorrt der Alte, aber ebenso schnell ist er drüben verschwunden. Zu spät schnell die Wälder hoch; das Storchfieber hat die Entscheidungsfähigkeit des Jägers gelähmt.

Wu lange dauert der wilde Trubel nicht. Nach etwa knapp zwei Wochen ist der Storch des Kampfes und der Liebe müde. Eines Morgens läßt er sein Rudel allein weiter ziehen und bleibt auf der Höhe eines Hügels sitzen, von wo er gute Umschau halten kann. Aber abends zieht es ihn doch wieder zu seinem Harem, er treibt die Beirheide auseinander und ist wieder der unheimliche, unduldsame Platzstorch. So geht es noch einige Male. Dann wird es still. Die Liebe ist erloschen. Der starke Storch wechselt aus, mehrere Nächte lang zieht er weiter, bis er in ruhige Revierteile kommt, wo es nicht so viel Rahlwild gibt. Er hat Ruhe und Erholung nötig; zerfetzt ist seine Decke, der ganze Körper voll mehr oder weniger verber Schmutz, und sein Gewand hat außerordentlich abgenommen. Bis zum Winter muß er sich wieder erholen haben; daher bleibt er still und friedlich. Er sorgt dafür, daß er einen oder zwei Beirheide für seine Sicherheit behält; er läßt sie stets vorangehen, wenn er abends auf die Wiese zieht. Vom Rahlwild will er nichts wissen. Bis nach Jahresende in kühlen Septembernächten auch ihn die kalte Sehnsucht, die ewig neue, ewig junge Liebe wieder packt.

## Das Todestal auf Neu-Guinea

Ungeheure Diamantenlager. — Das Giftgas als Schatzhüter. — Schatzgräber mit Gasmasken.

Von Dr. Ernst S. Cordes-Sydney.

Wer die Erzählungen aus 1001 Nacht gelesen hat, kennt auch die Geschichte von Sindbad dem Seefahrer und seinem Abenteuer im unzugänglichen Tal des Todes, aus dem der kühne Reisende durch einen Riesengeier gerettet wird. Es ist auffallend, daß sich in den Sagen fast aller Völker die gleiche oder eine ganz ähnliche Fabel findet. Drachen oder Schlangen, unüberwindbare Felsen oder böse Geister hüten, so heißt es, ein geheimnisvolles Tal, in dem ungeheure Schätze offen zu Tage liegen, aus dem aber nie jemand wieder entkam.

Auch im fernen Neu-Guinea kennen die eingeborenen Papuas eine Sage vom Todestal, das in diesem Falle durch giftige Gase gehütet wird. Sogar von zwei Europäern wird berichtet, die das geheimnisvolle Tal erreicht haben, aber zu ihrem Schaden zu genauer Bekanntschaft mit dem Giftgas gemacht haben sollen. Aus dieser Gegend des stillen Ozeans stammen übrigens auch die Berichte vom Upas-Baum, der so giftig ist, daß seine Ausdünstungen genügen, den in seinem Schatten Ruhenden zu töten. Die Wissenschaft hat diese Berichte stets ziemlich skeptisch aufgenommen. Wie in ähnlichen Fällen dürfte jedoch auch hier ein wahrer Kern zugrunde liegen. Jedenfalls hat sich kürzlich in Hollandisch-Indien eine Gruppe von Ingenieuren zusammengeschlossen mit dem Ziele, mit Hilfe aller Errungenschaften der modernen Wissenschaft dem geheimnisvollen Todestal auf Neu-Guinea zu Reize zu rücken und zu versuchen, die Diamantenschätze zu heben. Gasmasken und Gassucher werden bei der Ausrüstung eine große Rolle spielen, denn die Berichte von den tödlichen Dämpfen und Gasen werden keineswegs als reine Märchen angesehen. Die Geschichte von den beiden Europäern, die als erste das Diamantental gefunden haben sollen, ist heute auf Neu-Guinea noch unvergessen. Wie es heißt, sind die beiden bei einer Durchquerung des damals noch völlig unbekannten Innern der Insel in ein kleines Tal geraten, dessen Boden dem mineralogisch geschulten Auge einen seltsamen Anblick bot. Überall lagen kiefelschmelzende, glänzende Steine jeder Größe, und jeder einzelne dieser Steine war ein Diamant! Milliardenwerte lagen zu den Füßen der kühnen Forscher und brauchten nur aufgehoben zu werden. Einer der Reisenden kniete alsbald nieder, um sich zu vergewissern, daß sein Auge ihn nicht täusche, doch er richtete sich nicht wieder auf. Im nächsten Augenblick lag er tot zu den Füßen des entsetzten Gefährten. Dieser floh voller Schrecken und kam nach Wochen mühsamer Wanderung durch die wilde Insel an die Küste, wo er sich allmählich erholte. Seine Erzählung fand zunächst keinen Glauben, denn die Südsee rimmelt von solchen und ähnlichen Schatzgeschichten. Erst in der letzten Zeit hat sich die Überzeugung

Bahn gebrochen, daß an dem so abenteuerlich klingenden Bericht doch etwas Wahres ist. Man gelangte zu dieser Auffassung auf Grund der Erfahrungen, die mit dem gefährlichen Kohlenoxydgas gemacht worden sind.

Dieses Gas entsteht auf die verschiedenste Weise. Es entwickelt sich beispielsweise in schlecht ziehenden Kohlenöfen; auch ist es ein wesentlicher Bestandteil des Leuchtgases, überhaupt bei unvollständiger Verbrennung entstehender Abgase. So tritt es häufig bei Holzkohlenfeuer auf. Ein Prozent von ihm in der Luft ist bereits schädlich. Sechs bis acht Prozent führen zum sofortigen Tode. Auch in der Natur selbst kommt das unheimliche Gas vor. Es findet sich in manchen Kohlengruben wie auch in den Kratern vieler Vulkane. Daneben sind zahlreiche über die ganze Welt zerstreute Grotten und Höhlen bekannt, in denen das tödliche Gas angetroffen wird. In gewissen Höhlen des Yellowstoneparks finden sich in jedem Frühling unmaßliche Mengen von Vögeln und kleineren Tieren. Giftige Früchte oder dergleichen gibt es dort nicht, das Wasser, die Felsen, der Boden sind durchaus ungefährlich. Die einzige Erklärung ist das Vorhandensein eines giftigen Gases, dessen Natur man aber noch nicht hat nachweisen können. Vermutlich ist es Kohlenoxyd oder auch die an sich ungefährliche Kohlenäure, die aber — in größeren Mengen eingeatmet — erstickend wirkt. Jedemfalls zeigt sich hier genau die gleiche Erscheinung, wie sie von dem Todestal auf Neu-Guinea berichtet wird. Die oben erwähnten Ingenieure nehmen an, daß durch einen vulkanischen Spalt am Boden des Tales Kohlenoxyd oder Kohlenäure aus dem Erdinneren in das Tal gelangt ist. Beide Gase sind schmerzlicher als die Luft und sammeln sich, da die hohen Bergwände jeden Luftzug ausschließen, in Vertiefungen und am Grunde des Tales. Ein aufrecht Stehender kann sich ungefährdet darin bewegen, während er, sobald er sich bückt oder nur niederkniet, das Gas einatmet und daran erstickt. Wäre, dem Begleiter des vorerwähnten Entdeckers des Diamantentals diese Tatsachen bekannt gewesen, so hätte er diesen ohne Schwierigkeit retten können. Aber damals waren sie selbst noch den Gelehrten so gut wie unbekannt, und es ist daher nicht verwunderlich, daß der Entkommene den pflüchlichen Tod seines Genossen auf übernatürliche Kräfte zurückführte.

Nachdem man die Natur des Kohlenoxyds erkannt hat, weiß man sich auch erfolgreich dagegen zu schützen. Die neue Expedition wird sich der modernen Hilfsmittel bedienen, vor allem der im Kriege bekannt gewordenen Gasmasken. Daneben wird man Apparate einführen, welche die auf anderem Wege nicht erreichbare Anwesenheit giftiger Gase zweifelsfrei und rechtzeitig anzeigen, so daß die Forscher ihre Vorsichtsmaßnahmen treffen können. Ein solcher Apparat besteht aus einer kleinen, mit einem bestimmten chemischen Stoff gefüllten Glasröhre, an der ein Gummischlauch mit einem Mundstück befestigt ist. In verdächtigem Gegend nimmt man den Schlauch in den Mund und läßt die Glasröhre unten am Boden hängen. Tritt nun Kohlenoxyd auf und enthält die durch den Schlauch eingeatmete Luft einen bestimmten Prozentsatz des Giftgases, so nimmt die Chemikalie in der Glasröhre sofort eine abweichende Färbung an und gibt so ein deutlich erkennbares Warnungssignal. So wird es möglich sein, ohne jede Gefahr das gesuchte Tal auf das genaueste zu erforschen. Man darf gespannt sein, ob sich die außerordentlich zuverlässigen Erwartungen der Schatzsucher, deren jeder sich bereits im Geiste für einen kleinen Krösus hält, auch nur zum Teil erfüllen werden.

## Hopfenenernte in England

Der Hopfen wurde unter der Regierung Heinrichs VIII. von Flantern aus in England eingeführt. Zunächst war er nur ein Gemüse. Man kochte und aß die jungen Pflanzungen, und heute trifft man noch zuweilen in England auf dem Lande in entlegenen Gegenden den Hopfen auf diese Weise zubereitet. Doch schon sehr bald nach der Einführung des Hopfens wurde er zum Bierbrauen verwandt.

Die Hopfenanbaufläche des Inselreiches beläuft sich auf über 50 000 Acker Landes, von welcher der überwiegende Teil auf die Grafschaft Kent entfällt, indem sie sich fast ausschließlich dem Hopfenbau widmet. Nicht nur der Hopfen Kent ist im ganzen Lande bekannt, auch die Hopfenenernte in Kent ist mit ihrer Eigentümlichkeit zu einer Berühmtheit geworden. Die einheimische Landbevölkerung reißt zum Einammeln bei weitem nicht aus, es

Etwa 70 000 Hopfensacker oder „Hoppers“, wie sie der Volksmund nennt, strömen alljährlich nach Kent. Was um die Zeit der Hopfenenernte arbeitslos ist, findet als Hopper für eine Zeit Beschäftigung. Nach London, dem großen Arbeitsmarkt, entsenden die Besitzer von Hopfenfeldern ihre Vertreter, welche die Leute für sie dingen und alle Vereinbarungen mit ihnen treffen, auch für die Reife; denn die vielen Tausende daft zu gleicher Zeit zu befördern, dazu bedarf es besonderer Vereinbarungen mit den Eisenbahngesellschaften. In der Nacht mit Sonderzügen geht die Beförderung vor sich. Dann kommen sie hastig, mit Kind und Kegel, oft mit dem schlafenden Säugling im Arm und mit ihrer Habe beladen auf den Bahnhof. Mit Sonnenaufgang kommen sie auf den Feldern an, und bald machen sie sich im neuen Quartier heimisch. Kürzlich ist die Unterkunft gerade nicht zu nennen. In Strohhütten und Zigeunernwagen wird kampiert und Toilette gemacht. Gehocht wird im Freien. Die „Hoppers“ sind nicht wählerisch, und wenn das Wetter ihnen keinen Streich spielt, sind sie ein vernünftiges Völkchen, und man hört manch lustigen Gesang bei der Arbeit und nach Feierabend.

Die Arbeit beginnt um sechs Uhr früh, nachdem man sich selbst das Frühstück bereitet hat. Um zwölf Uhr gibt es eine Stunde Mittagspause, nicht gerade viel für den Viehhäber und Hersteller einer warmen Mahlzeit, auf die aber viele verzichten; denn am Nachmittag wird oft von den „Raffies“, den weiblichen Soldaten der Heilsarmee, Tee zur Verperspausung verabreicht. Zwischen sechs und sieben wird Feierabend gemacht. Dann geht es im Lager geschäftig zu, und namentlich die Frauen haben viel zu tun, bevor sie sich der Ruhe hingeben können. Da ist nicht nur das Mittagessen zu besorgen, sondern auch sonstige häusliche Verrichtungen aller Art sind vorzunehmen. Auch das Baby wird am Abend der Mutter wieder abgeliefert; denn den Tag über nehmen sich die „Raffies“ der Heilsarmee ihrer an, wie überhaupt die Heilsarmee den „Hoppers“ nicht nur die geräuschvollen Gottesdienste bietet, sondern ihnen auch zu jeder Zeit freundschaftlich mit Rat und Tat zur Seite steht.

Die Arbeit selbst, das Pflücken des Hopfens und das Einsammeln in Säcke, ist nicht schwer, und sie wird verhältnismäßig gut bezahlt, je nach Fleiß und Geschicklichkeit; denn meistens wird im Stücklohn gearbeitet. Noch vor wenigen Jahren wurde mit den Leuten meist vereinbart, daß der ganze Lohn erst nach Beendigung der Arbeit zahlbar sei, jedoch waren von dieser Abhängigkeitsabnahme nicht zu vermeiden. Früher streckte sich die Hopfenenernte vier bis fünf Wochen hin, heute aber drängt sich die Arbeit auf meist weniger als drei Wochen zusammen, da die Brauereien nur noch Hopfen verwenden, der Farbe hat. Da heißt es denn, schnell bei der Hand zu sein, bevor Wetter und Insekten ein Verblühen der Frucht herbeiführen. Ende September oder spätestens Anfang Oktober sind die Hopfenfelder leer, und die Truppe der Fremden, wie die Dorfbevölkerung sie nennen, tritt den Rückzug an.

Wieder bringen Sonderzüge sie in der Nacht an ihr Ziel, denn fröhlicher als sie gekommen und etwas reicher an irdischen Gütern kehren sie heim. Weist auch etwas kräftiger und mutvoller, denn die Arbeit in den Hopfenfeldern ist eine gesunde Beschäftigung. Den meisten bietet sie den einzigen Landaufenthalt, den sie kennen, und sie sehen der Zeit der Hopfenenernte entgegen als einer Art Sommerfrische.

## Das Weltbad der Blasierten

Eine halbe Million Franken für Taubenschießen-Pfeile! Unzählige Orakel. — Die Spielbank der Millionäre.

Von Georges Roussard-Paris.

Im September, wenn in deutschen Seebädern der Saisonabschluß fühlbar wird, herrscht in dem französischen Weltbad Deauville Hochbetrieb. Die Sprachen aller Länder schwirren in den Festhallen der Luxushotels, im Kasino, auf der Promenade und auf dem Rennplatz durcheinander, überall überläuft vom lässigen Englisch der Amerikaner. Alle jene Blasierten, denen ihr Vermögen jedes nur erdenkliche Vergnügen gestattet, und die doch vor Dummheit und innerer Dede verzeihen, die nicht mehr wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen, hoffen in Deauville irgend etwas neues Unternehmung zu erhalten, etwas Be-

sonderes zu erleben, und sei es nur, es ihnen dort im saftigsten Bade, der Welt gelingt, durch ihr Auftreten, durch ihr Aussehen oder durch irgend eine Sensation Aufsehen zu erregen.

Segelegetagen, Polomettkämpfe, Wiedererlangen sollen dem sportlichen Bedürfnis der Badegäste dienen, sind aber in Wirklichkeit nichts anderes als stets wiederkehrende Gelegenheiten, in neuen Toiletten zu glänzen. Aristokratie, Geldadel und Neureich drängen durcheinander und prüfen sich gegenseitig mit verdrehten, aber um so kritischeren Blicken. Modeberichterstatterinnen, großer angeleglicher und französischer Zeitungen schildern die Kleidung dieser Gesellschaft, oder sie weilen an Bord eines privaten Dreimasters, um das Schiff zu loben, die Tafel zu schildern, die Gäste aufzuführen, zu bemerken, daß die ganze Veranstaltung in größter Harmonie verläuft, und festzustellen, daß der Anblick der im Schimmer der Abendsonne leuchtenden Nacht erhebbend war.

Immer wieder versuchen die Blasierten, Aufsehen zu erwecken. Hat man genügend promoviert, zugehört, wie der Maharadscha von G. durch Lord Puffis im Polo geschlagen wurde, und wird kein „Grand Prix“ auf der Rennbahn von Clairfontaine ausgetragen, so begibt man sich zum Taubenschießen, denn dort ist gerade „Große Mode“. Tausendertausende Franken an Preisen, ganz abgesehen von den Körben mit Sekt und Vikoren, sind an die Damen und Herren zu vergeben, die am besten die Tauben herunter zu knallen verstanden. Die Herzogin von Caumont steht gerade vor dem Stand. Hinter ihr drängen sich einige elegante Herren mit südlichem Typ und schillerndem wie an der Börse die Finger erregt in die Luft. „Hunderttausend auf die Herzogin von Caumont!“ ruft der andere. „Die hohe Frau hebt geschmeichelt lächelnd ihre Doppelflinte. „Gerät!“ Sie zielt auf den Taubenkaff. „Ziehen!“ Die Doppelflinte wird hoch gezogen, die Taube flattert einen Augenblick in der Luft, zwei Schüsse folgen unmittelbar nach einander, Federen stieben, und der kleine Körper liegt zuckend am Boden. Tausendertausend Franken mandern von einer Briefstache in die andere.

Die Luxushotels scheuen keine Ausgabe, um ihren Gästen immer wieder etwas Neues zu bieten. Was schadet es, daß ein Gefesteten allein dreihunderttausend Franken an Orakelgeschmuck für die Tafel kostet! Die schwindelnden hohen Preise bringen die Unkosten doppelt wieder ein.

Für die, denen keine Attraktion etwas Neues bieten kann, hat Deauville in diesem Jahr etwas ganz Besonderes geschaffen. Bierzig Badegäste tun sich zusammen und versammeln sich, vierzig Abende hintereinander im gleichen Speisesaal, am gleichen Tisch, beim gleichen Menu, aufgetragen von den gleichen „Maitres d'hotel“, den gleichen Stoff zu besprechen, die gleichen Tansos zu tanzen und die gleichen Varietédarbietungen zu sehen. Wer dann noch nicht für das Jrenhaus reif ist, dessen Verstand kann durch kein Ereignis mehr erschüttert werden.

Den Mittelpunkt Deauvilles bildet das Kasino. Nur die „Crème“ der Menschheit soll dort zugelassen werden. Also kostet der Eintritt 700 Franken. Dafür darf sich der nicht zum engsten „Familienkreis“ Gehörige hinter einer Messingbarriere aufstellen und dem Baccaratspiel zusehen. Wagt er es, einen der bequemen Sessel vor dem Spieltisch in Anspruch zu nehmen, so wird ihm höflich bedeutet, daß dieser Platz der Amerikanerin Mrs. Clutton, jener Mr. Blockhead, dem Gatten der berühmten Filmdiva, gehört, bis er schließlich erfahren hat, daß alle Sitze in festen Händen der Stammkundenschaft sind. Pünktlich um sechs Uhr stellen sich die Bevorzugten ein. Der Croupier nimmt Platz, ihm gegenüber der Bankhalter. Dieser zieht aus den Taschen seines Jacketts Notendbündel über Notendbündel, tauscht sie gegen Spielmarken zu gehnauend und hunderttausend Franken um, im ganzen für drei Millionen. Der Bankhalter gibt die Karten. Gewonnen hier, verloren dort. Der Croupier fährt mit seinem Rechen auf dem Tuch herum, schiebt dem einen Spieler eine halbe Million aus der Bank zu, heimt von einem anderen eine Million ein. Eine Amerikanerin, deren Tanzpaar ein Vermögen, später einen adeligen Namen und Reichum erobert haben, verliert in anerkannten Wert von zwei Millionen Dollar auf der Brust, gewinnt drei Millionen Franken; eine Stunde später liegen von ihr unterzeichnete Schuldbettel im Betrage von sechs Millionen in der Bank. Gewinn und Verlust kann ihre Blasiertheit nicht föhren. Eine Woche, hinter der Reichtum und Vangereile die Seele gefesselt zu haben scheinen.